Zeitschrift: Annalas da la Societad Retorumantscha

Herausgeber: Societad Retorumantscha

Band: 109 (1996)

Artikel: Bericht über meine Sprachuntersuchungen im rätoromanisch-glotten Gebiet in den Jahren 1943-1949

Autor: Gangale, Giuseppe

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-236187

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bericht über meine Sprachuntersuchungen im rätoromanisch-glotten Gebiet in den Jahren 1943–1949

Giuseppe Gangale

Introducziun redacziunela: Da la vaidgua da l'autur da quist «Rapport», Margarita Gangale-Uffer, es gnida fatta a nus redacters già avaunt ün an la dumanda scha vöglians publicher illas Annalas que cha sieu hom barmör avaiva scrit zieva avair piglio cumgio da l'intschess grischun. Nus ans avains approfundieus illa materia ed essans gnieus ad üna decisiun affirmativa. A surprenda forsa cha que es scrit per tudas-ch (dad el chi s'avaiva do ses ans a la lungia granda fadia na be per as familiariser cun noss idioms, ma perfin eir per vivanter darcho impustüt quel da la Tumgias-cha). Il motiv cha Gangale avaiva scrit sieu «Bericht» per tudas-ch saro bain sto eir quel, ch'el il vulaiva der da ler eir a sieus collegas filologs our d'pajais, perche in quel sviluppa el teorias davart il mantegnimaint da la lingua genuina, el güstifichescha las imsüras per il «spindramaint linguistic» ch'el avaiva piglio in Tumgias-cha – suvenz cun pitschn'incletta da sieus contemporauns.

Nus duos redacters da las Annalas avains decis da publicher il «Bericht», il laschand per tudas-ch, scu ch'el eira gnieu scrit. Uossa, ca. 50 ans zieva «l'era Gangale», po que interesser a bgers dad udir quist rapport autentic, per as fer ün'ideja dal möd da penser da quel filolog da taimpra tuot particulera. Scha's tratta eir hozindi da stüdger bain che vias chi sun pratichablas per salver nossa lingua e cultura, schi as daun be da se diversas parallelas cun la pragmatica da Gangale. Impreschiun faro a minchün sia paschiun per ir inavous tar las rischs dal linguach genuin – «la lingua chargeda da mana». Chi chi s'algorda auncha persunelmaing dals inscunters e cuors cun Gangale, quel po der tischmuongia cu cha persuna e scienza d'eiran tar el ün'united impreschiunanta. El ho eir gieu il curaschi «da fer quelchosa cha'l pövel nu giavüscha».

Nus rendains attent cha Giuseppe Gangale ho publicho illas Annalas dal 1944, in idiom sursilvan, «Memorandum davart la crisa linguistica della Sutselva», ün artichel chi füss bun da ler in parallela cun quel da quist an. Medemmamaing algurdains a la Bibliografia cun tuot las ouvras rumantschas da Gangale illas Annalas dal 1995.

Gion Gaudenz

Meine Reise nach der Schweiz am 27. August 1943 wurde durch eine vom Rask-Orstedsfonds bewilligte Unterstützung veranlasst; ich sollte dort ein seltenes Exemplar der ersten Ausgabe von Stephan Gabriels «Sulaz» (1611) zwecks einer kritischen Textausgabe suchen und photographieren lassen. Aber durch das Eingreifen der deutschen Wehr-

macht in die dänischen Staatsorgane und die darauffolgende Spannung empfahl sich mir ein Aufschub der Rückreise und eine Verlängerung meines Schweizer Aufenthalts. Eine Herausgabe des Gabrielschen Werkes in Dänemark kam vorläufig nicht mehr in Frage, und eine schweizerische Veröffentlichung, die einige Male mit Dr. Schorta besprochen wurde, erwies sich als ein fragwürdiges, wenigstens mir nicht zusagendes Unternehmen.

Mein Interesse für Gabriels Werk war ein philologisches und kulturgeschichtliches: seine Schriftsprache, die zur Grundlage der jetzt ausgestorbenen Bibel- und Kirchensprache der vorder- und hinterrheinischen Kalvinisten wurde, hatte sich im Lauf von über 200 Jahren in einer Sprachzone (von Waltensburg bis Innerferrera) wo heute mehr oder weniger funktionslose Sprachformen umherspuken, als «funktionierend» erwiesen, und seine altengadinische Rechtschreibung, die eine noch nicht bis auf den Grund geklärte Vorgeschichte und Vorlagen hat, mutete in dem Gewimmel von italianisierenden und germanisierenden Schreibungen als etwas Originelles und Urwüchsiges an.

Da nun Gabriel ein kalvinischer Prediger gewesen war und neben der sprachlichen eine noch bedeutsamere kirchenpolitische Wirksamkeit (siehe Gartner) entfaltet hatte, war sein Name und Werk bei den Rätoromanen katholischen Bekenntnisses, welche kaum die Mehrheit der rätoromanisch-glotten Bevölkerung stellen, aber doch eine Machtstellung innehaben, «tabu». Doch nicht die Angst vor Unbequemlichkeiten wirkte hinausschiebend, sondern die an Ort und Stelle gewonnene Überzeugung, dass ich für diese Arbeit (wenn eine Ausgabe Gabriels kulturgeschichtlich und dialektologisch aufgebaut werden sollte, wie ich eben wünschte) nicht genug vorbereitet war. Ich kam ins rätoromanische Gebiet mit der Überzeugung, die ich den älteren Aussagen von Ascoli und Gartner schuldete, dass das reformierte Surselvische (welches ich lieber als Gabrielsche Schriftsprache bezeichne) eine Variante des katholischen Surselvischen wäre. Aber bei einem wiederholten Aufenthalt in Flims (dessen Dialekt ich als Grundlage der Gabrielschen Schriftsprache vermutete) fand ich, dass das «Gabrielsche» phonetisch stark vom Flimsischen abweicht und Ähnlichkeiten mit dem angrenzenden sutselvischen Dorf Trins zeigt. Das wurde bei einem 3–4 tägigen Aufenthalt in Trins bestätigt. Dabei wurde ich veranlasst, mich mit den mehr oder weniger aussterbenden subsilvanischen Mundarten (besonders von Plaun) zu beschäftigen. Die Ausgabe von Gabriel wurde auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Es kam

tatsächlich später nur ein bescheidener erster Band ohne kritischen Apparat heraus. Die rein philologische Arbeit (Abschrift und Vergleichung des Urtextes und der drei orthographischen Varianten, Untersuchung der Quellen in Kantonsbibliothek und -archiv in Chur) sollte auch dialektologisch unterbaut werden, und zwar etappenweise von Flims–Ilanz, Gabriels Wirkungsstätte, bis nach Gabriels Heimatort Ftan im Unterengadin*).

Nach meinem ersten Aufenthalt in Flims und Trins wurde meine zweite Etappe Scharans, dessen aussterbende Mundart zusammen mit der längst ausgestorbenen von Fürstenau (Farschno) die sprachliche Grundlage von Bunafaz (1601), Gabriels nächstem Vorgänger, gewesen war. Ich wollte Neuscharansisch mit Bunafazisch vergleichen.

Scharans hatte im Jahre 1949 nur noch etwa 100 Rätoromanisch-Glotten (1943 wahrscheinlich noch 110) d.h. 1/5 der Gesamtbevölkerung, aber doch nicht Rätoromanisch-Phone, da «Scharansisch» nur noch in 3–4 Familien gesprochen wurde. Eine mir von Dr. Schorta, Redaktor des DRG, freundlicherweise zur Orientierung geliehene Wortaufnahme-Sammlung war auffallend stark von italienischen Wörtern beladen; das war in einem nur der Verdeutschung ausgesetzten rätoromanischen-Dorf so unglaublich, dass ich beschloss, den scharansischen Wortvorrat selbst aufzunehmen. Später erwies sich mir, dass ein Urfehler der ersten Vorarbeiten zum DRG vorlag: man hatte sich auf italianisierende kultivierte «Informateurs» verlassen, die, anstatt allein die Bauern abzulauschen, sich selbst abgelauscht hatten. Wie weit dieser Fehler die Grundlage des DRG etwas unsicher gemacht hat, geht «a posteriori» aus der Tatsache hervor, dass Dr. Schorta (oder Prof. Jud, oder beide) es als notwendig erachtet haben, die alten schriftlichen Vermittleraufnahmen einer Prüfung durch direkte Aufnahmen (und zwar nicht nur in phonetischer Hinsicht) zu unterziehen.

Als Grundlage für die Scharanser Aufnahmen benützte ich das mir von Dr. Schorta freundlichst zur Verfügung gestellte grosse Planta'sche Abfragebuch. Die Vorteile dieses Fragebuches, wie aller andern der Schweizer Schule, von welcher es stammt, sind Gründlichkeit und

---

* siehe auch Einleitung zur Faksimile-Ausgabe von Gabriel «Ilg ver sulaz da pievel giuvan» (1611)

Klarheit; die Nachteile können gross oder klein sein, je nach Auffassung des sprachlichen Phänomens und des dirigierten Gespräches zwischen Aufzeichner und Sprachzeugen. Anfangs brauchte ich das Abfragebuch ziemlich getreu, jedoch mit der methodischen Änderung, dass ich die Fragen auf Rätoromanisch und nicht auf Deutsch, mündlich und nicht schriftlich stellte. Als ich aber einen sprachlichen Demiurgos (s. später) fand, der mich besser nach meinen sprachlichen Anschauungen arbeiten liess, wurde das Planta'sche Abfragebuch nur noch als Nachschlagemittel benützt. Sprachzeuge war die Scharanserin Margrit Salis-Gross (s. S. 40). Ich hatte mit ihr täglich eine Gesprächsstunde (egna bagliafada; nie über eine Stunde), in der ich unauffällig das Gespräch dirigierte und mit einer eigenen «Kurzschrift» nur mir wichtige Sätze notierte. Nachdem ich von ihrer sprachlichen Begabung überzeugt war, stellte ich sie als Sekretärin an. Sie lernte von mir die Talsprache und später die Lautschrift schreiben, sodass ihr die erste Aufzeichnungsarbeit überlassen werden konnte. Da mich weniger die analytische wissenschaftliche Definition der einzelnen Semanteme interessiert, als was der Sprecher in dem von ihm gesprochenen Wort sieht oder beschaut (oder übersieht), liess ich sie eine grosse Anzahl Wörter undirigiert «definieren». Die Sammlung wurde von mir 1949 Herrn Loringett, dem Leiter der rätoromanischen-Bewegung, abgetreten. Die obgenannte Talsprache (auf die ich später zurückkommen werde) ist, soweit und solange ich sie aufgebaut habe, abgesehen von der gabrielisierenden Rechtschreibung, fast ausschliesslich und bewusst auf dieses Sujet aufgebaut. Denn ein Sujet, besonders ein hervorragendes, ist eine Einheit (eine Monade als eine Welt), während Mischrezepte und Sprachverhandlungsabkommen künstliche Eingriffe sind, die nur durch eine aussersprachliche Macht (z. B. die Schule) zur «Sprache» werden können.

Die dialektologische Aufnahme einer verstummenden Mundart kann nicht ohne die Erörterung einer Anzahl Fragen vor sich gehen, u. a. der allgemeinwissenschaftlichen Frage, ob und wie weit eine «Sprachkontakt-Verschiebung» (rätoromanisch spindramaint, «Erlösung») möglich ist, und ob überhaupt solche Verschiebungsversuche am (biologisch aufgefassten) Sprachleben wissenschaftlich berechtigt sind. Nun war ich in meiner Jugend ziemlich stark von den linguistischen Ideen Croces beeinflusst. Die gewagten sprachlichen Experimente im (heutigen) Israel und in Irland ermunterten mich zu einer antideterministischen Einstellung. Da ich mich also an einer geeigneten Stelle befand, dachte

ich, dass es für die Wissenschaft wichtig sei, experimentweise die antideterministische Hypothese anzunehmen. Besondere Voraussetzungen hatte ich damals nicht, nur eine zeitweilige Beschäftigung, 1938, ungefähr 2 Monate lang in Turku und Helsinki mit 7–8 ostschwedisch-finnischen Lappen und ein paar Jahre in Kopenhagen ab und zu mit der dort ansässigen färöischen Kolonie, mit färöischen Sprachkontaktverhältnissen. Das Folgende wird dem Leser veranschaulichen, dass ich es hier mit einer ganz andern und schwierigeren Problemlagerung zu tun hatte.

Das Weströtoromanische (ich werde hier die Bezeichnungsfragen auslassen) ist (oder war) die Sprachform der kleinen Republik Bünden (rätoromanisch lias, ligias, leias, heute Graubünden, das eigentlich Westbünden ist) die von Napoleon an die Schweiz angegliedert wurde. Die Anzahl der noch nicht sprachlich verdeutschten, in Graubünden ansässigen Rätoromanen ist etwas über 40'000 und bildet den Verdeutschten gegenüber eine Minderheit. 15'000 davon befinden sich in einem stark fortgeschrittenen Kontaktprozess. Monoglotten findet man auch bei alten Leuten sehr selten. Wenigstens 1000 von den ansässigen 15'000 sind rätoromanisch-glott, rätoromanisch-phon keine mehr oder nur selten anzutreffen.

Für die in 5–6 Hauptmundarten gespaltenen Rätoromanisch-Glotten dient als zwischenmundartliches Verständigungsmittel das «Bündnerdeutsch», d.h. die schon längst entstandene rätodeutsche Mundart. Die meisten dieser Mundarten sind von deutschsprachigen Enklaven durchbohrt und drei davon (surselvisch, sutselvisch, müstairisch) von konfessionellen (bzw. politischen) stark empfundenen Gegensätzen durchkreuzt, welche entsprechende (schrift)sprachliche Sonderbildungen begünstigten (oder begünstigen). Im Innern sind die Mundarten lexikalisch (und überhaupt sprachlich) beim Bauernstand gegen das Bündnerdeutsche hin «offen», «disposés»; bei der in der Kantonshauptstadt gebildeten dünnen Oberschicht (meist Volksschullehrer und Landpfarrer) sind sie gegen das Italienische hin «offen». Die italianisierende Einstellung ist jedoch nicht politisch gefärbt, sie ist sogar ein ziemlich altes, vorstaatsitalienisches Überbleibsel. Da die protestantischen Bündner die Reformation zum Teil von Italien und die katholischen Bündner die Gegenreformation auch von Italien empfangen haben, ist das Buchrätoromanische schon seit Bifrun ein Italorätoromanisch. Es hat mit der Umgestaltung der Kirchensprache eingesetzt und vor 100 Jahren bei der Entstehung einer kleinen profanen Schrift auf allen Gebieten ansteckend gewirkt. Aber da der Bauernstand nur «deutsch-

alphabetisch» ist und das neudeutsche Schrifttum fast alle Sprachfunktionen erfüllt (der ratorom. Unterricht, wo vorhanden, ist Nebensache und nach der Schule funktionslos) stehen die Bauern dem Schrifträtoromanischen unverstehend und gleichgültig gegenüber. In den wenigen Tälern (katholisches Oberland, Unterengadin) wo Wochenblätter doch noch eine Nebenfunktion haben, stehen sie ihm teilweise verstehend, aber doch aufnahmeunfähig gegenüber. Durch die (zeitgezwungene) Zunahme der Italianisierung der Buchsprache und die (zeitgezwungene) Verdeutschung der Bauernsprache hat in den letzten 100 Jahren der bei allen Sprachen, auch den «Kleinsprachen», normale Unterschied zwischen Buch- und Volkssprache derart zugenommen, dass man schon heute die Bauernsprache als eine Sprachform (auch in morphologischer Hinsicht) für sich und als eine Vorstufe zu einer neuen bündnerdeutschen Dialektbildung betrachten könnte. Die Buchsprache ist (abgesehen von alten Beziehungen, die seit Ascoli jedem Fachmann bekannt sind) trotz der Presse weniger als früher mit der Bauernsprache in Kontakt und fristet ein bloss graphisches, höchstens ein kunstsprachliches, manchmal ein Festrede-Dasein, nicht aber im Kontakt mit einem phonologischen Dasein. Doch in den einzelnen Benützern der Buchsprache (meist Verfasser und Aufsatzschreiber, vielleicht zwei-dreihundert im ganzen), die Kinder der Bauernsprache waren, ist ein Kontakt vorhanden.

Da jede Sprache (im engern Sinne) eine «Form» ist, die eine Semantemenwelt (lato sensu: die Sprachinhalte als Gegenstand der geistigen Welt) deckt (oder decken kann) pflegen im Sprachkontaktzustand die «Kulturfaktoren» zur Aufhebung beizutragen. Nun waren die rätoromanischen Sprachen eine (schon bescheidene) Funktion der Republik der Bündner, eine Gestaltung, die seit dem Anschluss an die «neue», zu modernen Ideen bekehrte nachnapoleonische Schweiz kulturell zur Auflösung verurteilt ist. Denn für die «Leias»-Menschen stellte die (Volks)kultur (Glaubensbekenntnis, Clanspolitik, Clanssprache) eine, wie im Mittelalter, ungebrochene, (mit)funktionelle Einheit im Dienst der Clans und der «Balance» der Clanssysteme (Leias) dar, z. B. das sprachlich Auffallendste, das man nur noch in Osteuropa und im Morgenland vereinzelt findet: die Katholiken haben ihre von «Glauben» und «Politik» bestimmte schriftsprachliche Funktion, die Protestanten die ihrige.

Man kann diese Zustände als «mittelalterlich» bezeichnen (ohne der Bezeichnung den Beigeschmack eines Werturteils zu geben) soweit man damit einverstanden ist, den Calvinisten Stephan Gabriel und seinen

geistigen Vater Calvin ins Mittelalter aufzunehmen; man könnte diese Zustände auch einfach als vormoderne bezeichnen, wenn das Wort «modern» nicht einen Beigeschmack von Werturteil hätte. Jedenfalls ist durch die von der Ebene in die Berge heraufgekommenen «modernen», liberalen (franco-englischen) überkonfessionellen, freiheitlichen, aussenpolitisch neutralen Ideen die dadurch umgebildete schweizerische Sprachwelt «abgewertet» worden, d.h. die Sprache ist im neuschweizerischen Zusammenschluss von peripherien zentrifugalen heterogenen Kulturen als geistige Macht abgeschwächt worden, wenigstens im Vergleich zum Einheitsstaat, wo die Sprache eine ebenso einheitliche Mitfunktion ist: die Schlappen für das Schwizerdütsch und für das Romand, der Anschluss (im Wesentlichen) der Schrift der Schweizerdeutschglotten an die der (herzlich gehassten) neuhochdeutschen Reichssprache dürften dieses Urteil bekräftigen. Auch der in der Schweiz gerne geleistete Sprachenschutz könnte eine «demonstratio a posteriori» dieses Urteils sein. Naturgemäss hat dieser Strom in dem «schweizerisch» gewordenen Bünden die alten Funktionssprachen und Sprachfunktionen grösstenteils weggespült oder abgeschwächt, naturgemäss auch nicht nur im rätoromanisch-glotten Minderheitsgebiet, sondern auch im bündnerdeutschen (oder walserdeutschen) Mehrheitsgebiet, wo seit langer Zeit niemand mehr daran denkt, Gemeindegesetze in einem deutschen Dialekt aufzusetzen. Im rätoromanisch-glotten Gebiet, von S-chanf bis Vuorz ungefähr, wurden durch den neuen liberalen «Hauch» die protestantischen Schriftsprachformen abfunktioniert, die katholische Surselva verlor ihre aussersurselvischen Annexe oder Einflussgebiete (Unter-, Oberhalbstein, Müstair) musste der Halbverdeutschung von sutselvisch Imboden machtlos zusehen und war gezwungen, in seiner Hochburg in einen hartnäckigen (und tapfern) Verteidigungskampf zu treten und sogar mit dem «ketzerischen» Sprachbruder zu verhandeln. Hier muss man fiir Nichtromanisten hinzufügen, dass das katholische Sursilvan keine organische Fortsetzung des echten Rätoromanisch-Altsurselvischen ist, sondern ein «Pfropfgewächs» von sprachfremden (italienischen) Mönchen. Aber das ist ja, geschichtlich gesehen, einerlei. Vom Ursachengesetz aus waren die Folgen dieser Abfunktionierung in Ordnung und auch nicht der einzige Fall in Europa. Aber diese Abfunktionierung kann in einigen Fällen in Gestalt einer Ablösung durch einen nationalen Mythus auftreten. An Stelle des alten Begriffes «cuius regio (aut natio) eius religio» tritt der neue, im Grunde liberale, Begriff der überkirchlichen «natio».

Theoretisch hätte also ein nationaler Mythos, der natürlich darauffolgende Sprachkampf und vielleicht eine sprachliche Demarkationslinie oder ein Sprachreservat oder ein rätoromanischer Unterkanton entstehen können.

Doch ein Kampf gegen «das Deutsche» hätte schwerlich im Namen der spätmittelalterlichen rätischen Nation geführt werden können, weil der auf 3 Bünde aufgebaute Staat zu einem Drittel deutscher Zunge war. Gegen das Zurückgreifen auf vorrömische (urrätische) Ideale wird man den Einwand gefunden haben, dass es sich auf allzu kärglichem wissenschaftlichem Material stützen würde. Aber die Moldauer und Walachen haben auf noch dünnerem Faden die rumänische Nation gegründet: die nationalen Mythen brauchen nicht auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut zu werden.

Die Wahrheit wird eher die sein, dass man nie etwas gesucht hat, und dies aus dem einen oder andern x-Grund, der der folgende sein könnte: das stillschweigende Einverständnis aller Eidgenossen, dass aus den vier Völkerschaften doch langsam und zwanglos durch Rassen- und Sprachmischung ein homo helveticus entstehen dürfte, wenn es um höhere Werte ginge. Unter höheren Werten versteht der durchschnittliche Eidgenosse aussersprachliche Dinge wie politische Existenz, wirtschaftlichen Wohlstand und eine französisch aufgefasste individuelle Freiheit, beachtenswerte Dinge, an denen der Aussenstehende nichts aussetzen darf. Aber doch mit dem Vorbehalt, dass eventuelle Bedenken auf provinzielle Enge des geschichtspolitischen Horizontes zurückzuführen sind, denn die 4 Millionen Schweizer haben von den 40 Tausend Rätoromanisch-Glotten nichts zu befürchten, und die Rätoromanisch-Glotten können sich nur auf die Schweiz stützen.

Im Grunde genommen ist also ein fehlendes Ernstnehmen des Sprachkampfes «ab origine» festzustellen. Sicher hat das Fehlen einer Sprachverfolgung keine ideologische Anregung zu einem Sprachkampf gegeben: in der Schweiz ist, wie bekannt, nichts und niemand verfolgbar. Die Schweizer lassen sogar (besonders die germanischer oder germanisierten Urschweizer) mit rührender (romantisch-germanischer) Vorliebe bedeutende Summen für den Schutz der Minderheiten fliessen; obwohl das in Wirklichkeit eine Art Trostpreis oder Schadenersatz ist, wird es weder vom Schenkenden noch vom Beschenkten als solcher empfunden.

Übrigens hat das Geld mit unserer Frage nichts zu tun, da es, wie es das irische Beispiel bewiesen hat, für die Belebung einer geistigen Funktion wie der Sprache, nicht ausschlaggebend ist.

Von seiten des Bauernstandes und der Kirchgemeinden in Mittel- und Ostbünden wurde gegen die Ausserspielsetzung der alten Buchsprachen kaum ein Einwand erhoben; sie konnten es ja merken durch das Ausbleiben oder die Verlangsamung von Neuauflagen der stark verbrauchten Kirchenbücher; diese wurden an den meisten Orten nach und nach durch deutschsprachige ersetzt; es wurden gerne deutschsprachige Priester und Pastoren gewählt, und es ging alles in Ordnung. Das Urteil des Volkes war in Ost- und Mittelbünden gefallen.

Nun kann man sich aber dem Volk widersetzen und etwas tun, was das Volk nicht will. Diesen Widerstand (doch einen Widerstand im Exerzierraum der eigenen Stube) leistete eine Minderheit der dünnen (entbauerten) rätoromanisch-glotten Intelligenz. Während die Mehrheit, die sich nicht mit humanistischen Fächern abgab (z. B. Ärzte, Anwälte, Kleinpolitiker und Kleinbeamte) sich fast restlos dem Deutschen zuwandte, war die humanistisch bedingte Minderheit, z. B. die geistig Rührigen unter den Lehrern und Priestern, nicht reif genug, um z. B. deutschsprachig schöpferisch zu sein, z. B. ein Gedicht zu schreiben. Aber sie waren auch (politisch-religiös) enträtisiert: es gab kein Zurück zu den alten Ideen. Da operierten sie eine Metempsychose: sie bildeten ein profanes rätoromanisches Schrifttum, das sich im Grunde der italo-rätischen (im Laufe der Jahrhunderte immer mehr italienisch gewordenen) Sprache nähert, mit eigenen, noch schlimmeren Rechtschreibungsänderungen.

Aus dem Schoss der dritten Generation dieser vom liberalen Zeitalter geprägten Schreibliebhaberkreise (die meist auch liberalpolitisch eingestellt waren) entstand ein Sprachschutzverein oder Vereineverein. Dieser war, was er nur bedingt sein konnte, ein überkonfessioneller, überpolitischer, übermundartlicher, national schweigender Vereineverband, der 4–5 konfessionell, politisch, mundartlich (aber doch nicht national) stellungnehmende Vereine einschliesst und definitionsgemäss keine Neufunktionsansetzung für die Sprache finden kann und darf.

Durch das Entstehen (in Graubünden) einer demokratischen (helvetico sensu) Partei, die sich der liberalen entgegensetzte, für die weitere Modernisierung des Bündnerlebens einsetzte und sich sprachlich natürlich zum Deutschen bekannte, war eine neue Spaltung und eine grössere Schwächung in Mittel- und Ostbünden eingetreten.

Doch nicht im katholischen Westen, der immer noch tapfer die alte Dreieinheit von Religion, Sprache und Politik behauptete. Aber es war eine Selbstzwecksprache für höchstens 2000 Leser, kein geistiges Volks-

brot, keine populäre Funktion. Die Bezeichnung «Selbstzwecksprache» ist (natürlich) kein Werturteil. Denn die Sprachkunst ist (wenigstens in gewissen Epochen) Selbstzweck und kann doch ungemein schöpferisch sein. Aber hier handelt es sich nur um die Sprache als soziologische Funktion.

Ein einziger Versuch dieser «Neubuchsprachmänner», über den Selbstzweck hinauszugehen, kann in ihrer schriftstellerischen (romantisch-germanisch gefärbten) Aufforderung zur Muttersprachliebe erkannt werden, aber auch das war letzten Endes Selbstzweck. Denn eine derartige Liebe zur Muttersprache kann beim rätoromanischen Bauern (besonders wenn konservativ) selbstverständlich vorhanden sein, aber als eine Liebe an und für sich, nicht als eine Liebe über und untereinander diese Liebe ist m.a.W. soziologisch autoritätslos, ohnmächtig, funktionell «abgehängt». Sogar in der kleinsten soziologischen Urzelle wie der Familie: sobald ein Sprachpartner darin anderssprachig ist, wird die Sprache des Anderssprechenden zur Gemeinsprache der sic et nunc sprechenden Urzelle.

Aus diesem sich verbreitenden Ohnmachtgefühl heraus mögen die Hilferufe an die eidgenössische Romanistik entstanden sein. Die Romanisten haben, wie ihre Slavisten- und Germanistenbrüder, aus sprachlichen und menschlichen Gründen für sprachliche Stiefkinder ein besonderes Interesse, aber die Hoffnungen waren von vornherein verfehlt, da die Romanistik nur Material liefern kann (wie sie auch geliefert hat). Aber die Kernfrage, d.h. die Auflösung (oder Nichtauflösung) des rätoromanisch-glotten Gebietes in ein bündnerdeutschglottes, ist ein Kontaktproblem, das vor allen Dingen die allgemeine Sprachwissenschaft angeht.

Die Anlehnung an die Romanistik brachte es mit sich, dass die rätoromanisch-glotten Schüler Juds eine künstliche Bereicherung der schon genug italianisierten Buchsprache mittels neo-lateinischer, meist italienischer Wörter befürworteten oder selbst machten: ein linguistischer Irrgedanke; denn, um den berühmten Ausdruck Ascolis zu brauchen: die «materia» ist romanisch, aber der «spirito» (der linguistisch viel zu sagen hat) ist seit über zweitausend Jahren germanisch. Das Rätoromanische ist grösstenteils auf «calques» angewiesen, und volkstümliche Neuwörter können nichts anderes als «calques» sein: zwischen Bündnerdeutsch und Rätoromanisch ist eine geistige Einheit, die keine romanistische Macht zerstören kann. Das hat Carlo Battisti in seinem verlorenen Kampf erfahren, als er, von der ganzen Wucht der faschisti-

schen Staatsgewalt unterstützt, den 16'000 Dolomitenladinern neue «materia romana» einzuimpfen versuchte. Das versuchte mutatis mutandis und überhaupt ohne Staatsgewalt sein Gegner Jakob Jud bei den Westrätoromanen. Der grosse Romanist, der durch sein tiefes Wissen dem Dicziunari Rumantsch Grischun (DRG) mustergültige Abhandlungen und Ratschläge geschenkt hat, hat durch seinen Patriotismus die schiefe Grundlage, auf der das DRG lag, gebilligt und vermauert, hat die politische Fiktion einer rätoromanischen Schriftsprache unterstützt, die nicht existiert und die nur als anti-faschistische Demonstration damals (1937 !) einen Zweck hatte. Diese wissenschaftliche Fiktion aber hat ihn gezwungen, eine rätoromanische schriftsprachliche Tradition anzunehmen, die mit Ausnahme der religiösen Kampfliteratur des XVI–XVII Jahrhunderts nur die Tradition eines italo-rätoromanischen Sprachkontaktes ist, und das DRG mit einer Unmenge Papierwörter (hapax legomena und hapax graphomena) von Anfang an elephantiasiskrank gemacht hat: nach zwanzig Jahren hatte man auch nicht das C erreicht.

Natürlich kann man niemandem verbieten, das Wörterbuch einer italo-rätoromanischen Buchsprachkontakt-Tradition herauszugeben. Aber da man dabei auch ein Mundartwörterbuch machen wollte, das die Volkswörter, bauernsprachliche Wörter, verzeichnete, hätte man auch die unzähligen Wörter des deutsch-rätoromanischen Sprachkontaktes aufnehmen müssen, da ist man hingegen sehr sparsam gewesen. Viel leichter und viel besser aufgebaut ist das tessinische Wörterbuch von Sganzini.

Nachdem man Sklave der schriftlichen Tradition geworden ist, hat man eine östliche politische Grenze für das Wörterbuch ziehen müssen, die nicht ganz der geschichtlichen und der phonetischen entspricht; natürlich sind die schrifttraditionslosen Dolomitenladiner beiseite gelassen worden.

Nun kann man zwei Formen von Sprachkontakt unterscheiden: den volksgemeinschaftlichen (soziologischen) und den individuellen (psychischen). Eine Sprachkontaktverschiebung in einer soziologischen Gemeinschaft (z. B. in einer Staatsform) kann durch einen Spaltungszwang (Willen, Aufmerksamkeit gegen Gewohnheit, z. B. ein Gesetz) geschehen. Bei einer individuellen ist natürlich die sprachliche Selbstspaltung durch Eigenwillen und Ausdauer möglich, aber viele andere Dinge können beim Sprechenden im Augenblick des Sprechens willensschwächend (unbestraft) wirken; also sind bei individuellen sprach-

lichen Spaltungen die Erfolge schwierig und unstet, umso mehr, wenn es sich um Landvolk, Bauernvolk handelt. Es kommt nun darauf an, ob es ein stärkeres glottoschismatisches Mittel als den Willen gibt.

Sprache stricto sensu, das «porro unum necessarium», also was das Phänomen sprachlich macht und ohne welches in «unserer» Sinnenwelt nichts Besprechliches ist, ist ein phonologisches System. Das ist natürlich ein wissenschaftlicher Begriff, der, wie viele andere Begriffe, mit dem des Laien nicht übereinzustimmen braucht. Für den analphabetischen Laien ist die Sprache ein unabgegrenztes, nicht fassbares Ganzes; der alphabetische Laie fühlt wahrscheinlich dasselbe, aber als «Denkender» versucht er, durch alphabetische Mittel (Grammatik usw.) zweckmässig oder liebhabermässig ein Stück dieses Unbegrenzten zu «beherrschen».

Ein Zwiegespräch zwischen einem Sprachmann und einem Analphabeten (der alphabetische Laie kommt natürlich in zweiter Linie) ist Misstönen und Missgriffen ausgesetzt, indem es kein richtiges Zwiegespräch ist. Ich hielt es also für richtig, um soviele Jahre lang mit rätoromanischen Analphabeten sprechen zu können, die analphabetische Auffassung der Sprache als ein «als ob» anzunehmen und mich als Analphabet umzustellen. Ich hatte also einen Sprachkontakt zu verschieben, indem ich unter dem Begriff «Sprache» verstand, was sie verstehen, und «verschob», wie sie hätten verschieben können.

Während der «Analphabet» (oder Halbalphabet; heute stimmt die Bezeichnung fast mit «primitiv» überein) die Sprache im allgemeinen nicht fasst (er hat überhaupt wenige «Generalnenner») und nicht zu fassen braucht, «fasst» (besser gesagt, braucht) er das Wort, besser gesagt, die Zwischenpausaeinheit (semantische Einheit) nicht immer als blosses (übersetzbares, ersetzbares) Bequemlichkeits-, Zweckmässigkeits-Zeichen, Symbol, sondern als Doppelgänger-Ersatz des Semantems, und da die Grenzen zwischen Semantem und Gegenstand unklar sind, des Gegenstandes selbst (Interjektionen, Vocativa, Admirativa, Optativ): das Wort ist für ihn ein manisch beladenes Phänomen, und er ist in der bewegten Konversation oder Erzählung eine Art Schamane, ein Heraufbeschwörer, dessen «Macht» sich dadurch erweist, dass er zwischen zwei möglichen Ausdrücken den (in manischem Sinn) kräftigeren, den «qualitativ» mehr manabeladenen (also nicht genaueren) sucht.

Diese Sprechform oder Sprecheigenschaft bezeichne ich provisorisch mit einem nicht sprachwissenschaftlichen Terminus als «manabeladen» («primitiv» passt ja nicht, da sie auch in «zivilisierten» Sprachformen,

nicht nur als «salonunfähige», sondern (und sogar) als Dichtersprache und Kirchensprache auftreten kann.*) Das waren die sprachwissenschaftlichen Voraussetzungen, mit welchen ich den kleinen bergrätoromanischen Stämmen begegnete. Sie waren in mir, wie ersichtlich, von zwei «Unterlagerungen» bedingt, die erste, nämlich der Crocianismus, aus meinen ersten Universitätsjahren, die zweite, religionswissenschaftliche, kulturwissenschaftliche, aus den letzten Universitätsjahren und den Jahren vor 1935, da ich erst langsam begann, mich der Sprachwissenschaft zuzuwenden. Wie weit diese Ansichten mit meinen heutigen übereinstimmen, berührt einen Bericht über die Jahre 1943–49 nicht.

In meinen ersten Aufenthaltsmonaten, und zwar sobald ich von der Fremdenpolizei (es war während des Krieges) die Erlaubnis bekam, in die Dörfer zu reisen, wurde mir beim ersten Besuch in Veulden (Feldis) durch den Umgang mit den dortigen Bauern meine Hypothese zur Gewissheit. Ich hatte es mit den Resten von alten Berghirtenclans oder Urbergbauernclans zu tun, die seit Jahrtausenden den Sprachwandlungen und -überschwemmungen des Tals ausgesetzt sind. Ich kannte eine, jedoch nicht ganz reine, Probe der Feldisersprache durch ein seltenes Büchlein von 1860 (Johannes Barandun) das auf mich barbarisch und doch so eigentümlich kräftig gewirkt hatte: hier war ich mir klar darüber, dass das dabei Anziehende (wenigstens für mich) das «Manabeladensein» war. Dasselbe galt für Tran , Sched und Vaz. Ich hätte mir am liebsten die Sprache dieser Hochgebirgler angeeignet, um danach wenigstens mit mir selbst zu operieren. Aber aussersprachliche Umstände (dabei der, dass ich kein Bergkind bin) und auch sprachliche und zwar philologische: der Plan, die scharansisch-fürstenauische Mundart von Bunafaz, Gabriels Vorgänger, zu untersuchen, sowie die Absicht, den scharansischen Wortvorrat aufzuzeichnen, zwangen mich, im Tal zu bleiben.

Ich besuchte meistens Scharans (nur 500 m.ü.M.) und beschloss, scharansisch auch als Verständigungsmittel zu lernen. (Ich hatte schon von vornherein den Gedanken abgewiesen, dem einige ausländische Sprachmänner anheimgefallen waren, und zwar das Oberengadinische als Verständigungsmittel zu lernen. Niemand wird hier die sprachge-

---

* Vielleicht finde ich noch Zeit, um eine mir gut bekannte manabeladene süditalienische Mundart sprachlich zu analisieren.

schichtliche und kulturgeschichtliche Bedeutung des Oberengadinischen bestreiten, aber es ist kaum mehr eine Bauernsprache (es ist also eine «abgehängte» Sprache) und ging mich weniger an.

Ich muss hier hinzufügen, dass in der rätoromanischen Bauernsprache die manisch beladene Sprachform nicht mit derselben Wucht auftreten konnte, mit welcher sie z. B. in einigen südlichen mittelmeerischen Dialekten und Sprachen auftritt: der Kalvinismus und die mit germanischem – also nicht italienischem – Ernst aufgenommene Gegenreformation hatten die Sprache z. B. von den Heraufbeschwörungs-Unterstützungen (also sexuellen und «religiösen» Füchen) gereinigt oder nur mit dem üblichen Teufel-Anruf ersetzt, hatten die manische Kraft geschwächt, aber es war doch noch viel Mittelalter und Urzeit da.

«Mimesis» ist so zu verstehen, dass die gewöhnlich bei jedem Dialektaufnehmer mehr oder weniger aufgezwungene Anpassung oder Scheinbeteiligung an der Interessenwelt des «naiven» Sprachzeugen von mir bewusst zu einer restlosen Beteiligung und einem fast dauernden Zustand der Beteiligung «gesteigert» wurde. Es gibt verschiedene Stufen von Mimesis: eine Nachahmungshandlung von einem System von Mitteilungssymbolen (z. B. englisch sprechen) die bei den Polyglotten beieinander liegen können, aber die Erlernung einer manabeladenen, primitiveren Bauernsprache bedingt eine bis zur äussersten Grenze gerückte Mimesis: man kann nämlich angesteckt werden.

Das ging selbstverständlich nicht ohne eine Vorschule. Die Erlernung (jedes Lernen ist eine Mimesis) des Scharansischen sollte bei mir ohne Buchmittel, sondern durch Mimemis geschehen, und ich hatte damals, 1944, einen Wohnsitz (aus kriegspolizeilichen Gründen) in Chur, aber aus einer der 3–4 Familien, die 1944 noch Scharansisch sprachen, bekam ich die Adresse einer ihrer Töchter, die in Chur wohnte und Scharansisch sprechen konnte. Das war Margrit Salis-Gross, der ich das meiste von meinen Kenntnissen der Bauernsprache schulde. Sie war 1944 21 Jahre alt, stammte von rätoromanischen Eltern, hatte nur Volksschulbildung, war nur Deutschalphabetin (also keine Spur von rätoromanischer Buchsprache), sprach nur rätoromanisch und bündnerdeutsch (letzteres mit starkem Akzent). Ihre Psyche war durch ein leichtes Nervenleiden bestimmt und gleichzeitig angeregt. Ihr Scharansisch hatte sie meist von ihrer Grossmutter her, von welcher sie aufgezogen worden war und die sehr wenig Deutsch konnte. Sie hatte aber nach der Schulzeit jahrelang bündnerdeutsch gespro-

chen. Auf meine Beteuerung hin, dass ich nicht Deutsch konnte, war sie genötigt, Scharansisch zu sprechen. Sie tastete unsicher während einiger Tage, nahm meine verächtlichen Abweisungen jedes deutschen Fremdwortes mit einem schockartigen Schrecken entgegen und versuchte, sich an etwas Besseres zu erinnern. Nach einer Woche sprach sie das alte Scharansisch ihrer Kinderjahre. Ihr Sprechen war oft ein etwas entrücktes Wiedererleben der manischen Kräfte der Kindersprache, das stark von Gesten begleitet war, der typische scharansische Glottisstop, der bei ihr sehr ausgeprägt und rhytmusbildend war, gab mir gute Winke für die Satzmelodie. Ich konnte also keinen bessern Schulmeister finden, und meine Mimesis konnte ruhig beginnen.

Mit dieser buchsprachspaltenden Rüstung begann ich später meine sogenannten Kulturkurse, die ausschliesslich von Buchsprachmenschen besucht wurden: zumeist Volksschullehrer, Pastoren und ein paar Ärzte. Für die Pastoren wurden einige Male besondere Kurse gehalten, es ging dort darum, die buchrätoromanische Kirchensprache zu zerrütten. Die meisten Teilnehmer, mit Ausnahme eines Bibliothekars, eines Priesters und eines sehr gebildeten Oberhalbsteiner Mädchens, waren Kalvinisten. In Mittel- und Ostbünden spielen die Katholiken eine geringere Rolle. Nur einmal, in Ilanz, (in der Nähe der katholischen Inseln) schlich sich eine Anzahl von katholischen Lehrern ein. Mit Einschleichen meine ich dies: ich hielt meinen Vortrag in dem Ilanzer protestantischen Hotel, wo die Katholiken sich wegen der strengen Konsequenz der katholischen Lehrer nicht sehen lassen dürfen (vide Pled Dr. G. a Glion 17.2.1948).

Es ist mir heute sehr schwer möglich, etwas Statistisches über diese Kurse zu sagen, da ich einen Teil meiner Papiere verloren habe. Kurse wurden in Reichenau, Thusis, Andeer, Samedan, Zernez zu wiederholten Malen, mit Verschiebungen der Anzahl der Teilnehmer, abgehalten, ausserdem in Zürich und Bern, wo sich eine grosse rätoromanisch-glotte Diaspora befindet. Abgesehen von den nach und nach verschwindenden stummen Gästen werde ich auf ungefähr 70 Menschen mehr oder weniger eingewirkt haben. Die manabeladene scharansische Bauernsprache wirkte auf diese Zuhörer, einmal, weil sie dadurch mutatis mutandis die Sprache ihrer Kindheit hörten, und zum andern, weil diese Sprache von einem «Fremden» vorgetragen wurde. Es ist religionsgeschichtlich die «magische» Bedeutung des Fremden bei urzuständlichen Sippen. Dadurch erwies sich das Buchrätoromanische als manainhaltsarm, als ein Papiergötze, ein Volapük, ein künstliches Symbolwesen. Die erste

(und leichteste) Entgegensetzung (Abwertung des früher Gewerteten, Überbewertung des früher Abgewerteten) war hergestellt, und damit hatte sich die Sprachberührung als verschiebbar erwiesen (durch ein qualitatives Sprachurteil). Man war eigentlich den entgegengesetzten Weg gegangen, auf dem ein Sprechender den eigenen Dialekt als minderwertig abwirft, um irgendeine Staatssprache anzunehmen. Selbstverständlich war das (und konnte das) nur in einem Land wie der Schweiz möglich (sein), wo die Bauernmundarten aus politischen Gründen auch von Nichtbauern geschätzt und gepflegt werden. Ohne daran zu denken, tat ich mit der Abschaffung der italo-rätoromanischen Buchsprache etwas «Schweizerisches», wie man dort sagt.

Man kann nur «cum grano salis» von einer Sprachberührung zwischen dieser Buch- und Schulsprache und der Kindheitssprache desselben Sprachzeugen sprechen. Die Buchsprache wird als System und Ganzheit nur geschrieben und in Ausnahmefällen vorgetragen, ist also keine Rede, sondern höchstens eine Hochanrede, doch bildet sich bei Buchsprachgewohnten in der ungezwungenen Rede ein Wechselwirkungsgebiet heraus, wo die rätoromanische Kindheitssprache, die rätoromanische Buchsprache und verschiedenes Anderssprachliches, teils wegen Ausdrucksnot, sich wirklich berühren. Man könnte als Beispiel die griechische Katharusa und Demotike zitieren, wenn nicht die aussersprachlichen Umstände anders wären.

Nun war die andere Sprachberührung, die zwischen Rätoromanisch und Deutsch, zu untersuchen. Es gibt in Graubünden vier Arten von Deutsch:

1) Walserdeutsch, nur von den Walsern gesprochen, dem gegenüber die Rätoromanisch-Glotten von alters her zum Teil in einem Spannungsverhältnis stehen,
2) das Bündnerdeutsch, die Sprache der verdeutschten Rätoromanen, dem gegenüber die meisten Rätoromanen (ausser den Engadinern) in positiven Gefühlsverhältnissen stehen, denn sie ist doch die natürliche Fortsetzung des rätoromanischen Sprachlebens) aber das die Bündnerdeutschen selbst noch nicht ganz als «Muttersprache» fühlen,
3) das Schwizerdütsch, also hochalemannisch, das durch die Einwanderung der Deutschschweizer in die Bünde das Gebiet nicht nur sprachlich, sondern auch kulturell entfremdet; da diese Einwanderung anderseits wirtschaftlich vorteilhaft ist, wird sie von den Bündnern er- und vertragen;

4) das Hochdeutsche (Schriftdeutsche) das vom Volk (ausser im Engadin) herzlich gehasst und doch als geschriebenes Mitteilungsmittel hochgewertet wird.

Dabei muss man daran denken, dass (2) Bündnerdeutsch durch den zunehmenden Einfluss von (3) Schwizerdütsch, schon jetzt zu einer neuen Phase gelangt und dazu bestimmt ist, sich in ein neues Gemisch zu verschmelzen, und dass (4) als Aussenweltsprache nicht zu berühren war: den geistgermanischen Rätoromanisch-Glotten würde es nie einfallen, als Aussenweltsprache etwas anderes zu brauchen, und das ist in Ordnung.

Ich hätte (theoretisch) auch Stellung für das Bündnerdeutsche gegen die Rätoromanisch-Glotten nehmen können: es hat die Mehrheit gewonnen und ist auch die natürliche, friedliche Fortsetzung des rätoromanischen Sprachlebens. Linguistisch gesehen gab und gibt es keinen zwingenden Grund dagegen. Aber meine alte antideterministische Einstellung liess mich für das Rätoromanisch entscheiden: wenn ich in Palästina gewesen wäre, hätte ich mich wahrscheinlich für das Hebräische und nicht für das Jiddische entschieden. Dabei spielte wahrscheinlich auch eine philologische Vorliebe für die Sprache Gabriels und seiner Vorgänger eine Rolle. Jedenfalls hatte ich nun die Rolle der Rätoromanisierung des Bündnerdeutschen zu übernehmen, und da es, auf dem Kulturgebiet wenigstens, keinen Verteidigungskrieg, sondern nur einen Angriffskrieg gibt, hatte ich die Rätoromanisierung des Bündnerdeutschen wenigstens bis zu einer minimalen Demarkationslinie anzusagen.

Die von meinen Sujets gewonnene Überzeugung (oder der Glaube), dass ihre Bauernkindersprache eine geistige Macht innehatte, welche das sie belagernde Bündnerdeutsch nicht besass (und natürlich nicht besitzen konnte, da es nicht ihre Muttersprache war), waren sie nicht nur bereit, den Sprachkontakt zu verschieben (dazu waren sie schon in ihrer italo-rätoromanischen Phase bereit) also sich innerlich von den Nichtangehörigen ihres Sprachlebens zu trennen, sondern auch bereit, als mit der manabeladenen Bauernkindersprache Bewaffnete den Kampf mit dem als «Angreifer» gefühlten Bündnerdeutsch aufzunehmen. Da diese «Oberklasse», die in den winzigen Dörfern zerstreut war, die Macht jeder Oberklasse auf die Bauern ausübte, hätte sie früher oder später, soweit sie vorbehaltlos den Anweisungen einer leitenden Zentrale gefolgt wäre, ansteckend gewirkt.

Es blieb jedoch die Frage, ob diese «Offenbarung» der geistigen Macht der Bauernsprache die Willenszentren der Kursteilnehmer so stark beeinflussen konnte, dass sie beim Sprechen die ihnen gewohnte (und gewohnheitsstarke) Suggerierung der Buchsprache, ausgeschaltet hätte. Sie konnten schon hübsche Aufsätze auf rätoromanisch schreiben, aber das hiess noch nicht, auf der Strasse rätoromanisch-phon zu sein. Sie konnten jeden Augenblick die Bauernsprachsubjekte mit ihrer «Krankheit» (Buchsprache) «anstecken». Um die Religionssprache zu brauchen, waren sie Neophyten, welche die neuangenommene Religion gegen ihren Willen mit ihrem «alten Adam» besprengen konnten. Aber das ist bei Sprachkontaktverschiebung ein häufiger Fall: die Erneuerer der finnischen Sprache waren bekanntlich schwedisierte Menschen. Aber auch das geht den Sprachpädagogen, nicht den Sprachforscher an, oder nötigenfalls eine aussersprachliche Gewalt, die sie in die Quarantäne schickt. Noch eine Frage: ob es diesen mit sprachlichen Mitteln «Sprachangesteckten» gelungen wäre, in ihren Dörfern die Bauernbevölkerung ebenso mit sprachlichen Mitteln anzustecken und sprachpsychologisch zu spalten? Die Antwort ist: nein, soweit sie nicht auf für den Bauer verständliche Mythen, z. B. den langsamen Übergang des rätoromanischen Bodens an nichträtoromanische Besitzer, gegriffen hatten. Der Bauernstand steht auf dem ganz richtigen Standpunkt, dass eine Familien- und Dorfgassensprache wie das Rätoromanisch abfunktioniert hat und das bleiben soll, weil sie auch nicht als Marktfleckensprache taugt, um Viehhandel zu treiben.

Oder hätte man die endgültige Kampfphase auf die Zeit hinausschieben sollen, wo die im Kindergarten durch den «Zalf» (siehe später) «fanatisierten» Kinder den Generationenkrieg in den eigenen Häusern angesagt und den Elternstandpunkt als «dumm» bezeichnet hätten?

Ich werde hier erklären, was der «Zalf» war. «Zalf» bedeutet Bergungsstätte und war ein Haus, wo ungefähr 10 rätoromanisch-glotte zukünftige Kindergärtnerinnen untergebracht waren. Aufnahmebedingungen waren: Bauerntochter, rätoromanisch-glotte, aber am liebsten nicht rätoromanisch-alphabete, keine Fremdsprachenkenntnisse (ausser dem unvermeidlichen Bündnerdeutsch), bestimmte psychologische Veranlagung zur Spaltung und fanatischer Gehorsam. Hausregeln waren: strenge gegenseitige sprachliche Überwachung, sei es zur Ausrottung des Bündnerdeutschen als Verständigungsmittel (wie es im Zwischendorfverkehr üblich ist; in der Sutselva ist das Rätoromanisch, wo noch vorhanden, nur noch Familiensprache und Sprache unter alten

Dorfgenossen), sei es zur Vermeidung überflüssiger bündnerdeutscher Fremdwörter (soweit rätoromanische Volkswörter vorhanden waren und soweit sie sich als fähig erwiesen, neue Wörter zu bilden, und als unfähig will kaum jemand gelten); kein Lesen und auch kein Vorhandensein von deutschgeschriebenen Büchern und Zeitungen, Vermeidung des nicht notwendigen Umgangs mit Deutschsprechenden, Pflicht, mit allen Rätoromanisch-Glotten des Zalf Rätoromanisch zu sprechen, vom ersten Tag ihres Amtsantrittes im Kindergarten an nur Rätoromanisch zu sprechen (wenn nötig, sich durch Gesten verständlich zu machen). Alles war soweit als möglich einer strengen Überwachung unterzogen: Vergehen gegen die Vorschriften wurden mit Entlassung bestraft.

Selbstverständlich sind diese Vorschriften nach den modernen pädagogischen Systemen unpädagogisch, aber es gibt doch andere Pädagogien in der Geschichte der Pädagogie. Diese pädagogischen Systeme waren nicht aus den Schätzen der modernen Pädagogik geschöpft, sondern aus meinen jugendlichen religionssoziologischen Studien über Sektenbildung und Ordensregeln, die auch eine Pädagogik sind und noch ausgeübt werden dürfen und die mir übrigens ein ausgezeichnetes Mittel in halbmittelalterlichen Kulturzuständen schienen. Auf dem Gebiet der Facherziehung entstand ein Zusammenstoss, weil sie leider älteren, an deutschschweizerischen Lehrerinnenseminarien nach andern Ideen ausgebildeten rätoromanisch-glotten Lehrerinnen anvertraut werden musste. Aber diese wurden immer nur vorübergehend bestellt, oft gewechselt, während der Unterrichtsstunden nie unkontrolliert gelassen.

Die Zalf-Kandidatinnen selbst hatten in ihrem eigenen Unterricht keine Wahl der Methode, sie hatten genau, wie Klosterlehrerinnen, den täglich vorgeschriebenen Lehrstoff zu übertragen. Während sie im Kindergarten ihre eigene Bauernsprache sprechen durften und mussten (und die rätoromanische Buchsprache verpönt war) war die Unterrichtssprache im Zalf «scharansisch» orientiert. Im Grunde genommen sollte jeglicher Lehrstoff (so unglaublich es lauten mag) auf Scharansisch mitgeteilt werden. Natürlich war es nicht leicht. Das meiste, was nicht aus altem Rätoromanisch belegt war, waren deutsche calques und Notwörter.

Da ich mir selber sprachlich die Kontrolle meiner Sekretärin gesetzt hatte, war die Gefahr von Kunstwörtern ausgeschaltet. Die von meinem Demiurgus Margrit Salis abgewiesenen Neuwörter wurden einfach nie gebraucht.

Während also in den Kulturkursen ein Sprachkontakt zwischen Buchsprache und Kindheits-Sprache aufzuheben war, musste hier ein Kontakt zwischen Bündnerdeutsch und Bauernrätoromanisch aufgehoben werden. Beim erstern galt die raisonnierende, umbrechende Methode, hier bei doppelt naiven Wesen (als Bauerntöchter und Frauen) galt die autoritäre, aber doch nur insofern, da ich als von ihrer eigenen Sprache fanatisierter, angesteckter Ausländer wahrscheinlich als ein von einer mystischen Macht besessenes Wesen erschien, das nur zwei polare Reaktionen hervorrufen konnte: entweder Anziehung oder Abstand. Die Abstandnehmenden wurden sehr schnell entlassen, und die «Angesteckten» verstanden bald, dass es sich um heilige Urrechte ihres Sprachclans handelte. Die Rätoromanisierung der 3–6 jährigen Kinder sah nicht den «Krieg» gegen das Bündnerdeutsche vor, sondern die Bereitschaft der beiden Eltern dazu. Das ist ein Widerspruch, aber die Wirklichkeit ist voll von Widersprüchen. Ich setzte also voraus, dass das Verhältnis der verdeutschten Gebiete zur Sprache ein ziemlich loses war. Es stimmte: 98% der Eltern gaben (bewusst oder unbewusst, ist ja gleichgültig) die Kinder zum geistigen Experiment her. Nach drei Jahren erwies sich, dass die Rätoromanisierung nur im Verhältnis Lehrerin-Schüler stattfand. Ausser der Schule sprachen die Kinder miteinander bündnerdeutsch. Da beschloss ich, die Kinderscharen auseinander zu nehmen und neue, künstliche, aus verschiedenen Dörfern stammende, einander unbekannte Kinderscharen zu bilden und in Kinderheimen abzusondern. Man musste doch eine Dorf-Kinderschar haben, die das Rätoromanisch als die Jugendsprache brauchte und sich gegen die Elternsprache als die Sprache der Alten Verachtende einstellten. Der Sprachkampf sollte als Kampf zwischen den Generationen seine Funktion finden.

Das Kindergartenexperiment war für mich überstanden, höchstens hätte es als Vorphase für das Kinderheim gelten können. Trotz Unwillen der Leitung der Rätoromanisch-Bewegung, die mit Halbexperimenten zufrieden zu sein schien (auch Paul Scheuermeier, der bekannte Dialektologe und mein liebenswürdiger Widersacher, schien diesbezüglich zufrieden zu sein, aber das ist ja kein linguistischer Beweis) versuchte ich zwei provisorische Kinderheim-Experimente durchzuführen, das eine in Sched (1 Monat) das andere in Calantgil (14 Tage). Die in kurzer Zeit gewonnenen Resultate versprachen viel, aber die Leitung der rätoromanischen Bewegung schnitt mir die Mittel ab, bat mich zu bleiben, jedoch mit der Einschränkung meiner wissenschaftlichen Autonomie, worauf ich natürlich mit nein antwortete.

Hier wird es notwendig sein, wenigstens der Vollständigkeit halber, etwas über die Einstellung der finanzierenden Kreise hinsichtlich meiner Experimente zu sagen. Diese (eigentlich Verwalter des Kantons- und des Bundeszuschusses für Minderheitssprachen) waren Rätoromanisch-Glotten, von der Schule aus in der Buchsprache aufgewachsen, viele davon selber Buchsprachschreibende; durch meine Vorträge war ihr Interesse für die Bauernsprache etwas geweckt worden. Alle waren gebildete Bauernsöhne, Landessöhne mit einer mehr oder weniger tiefen humanistischen Überschicht, ihre Hingegebenheit an die «Sache» war bei keinem (jedem auf seine Art) unanfechtbar.

Das Experiment weckte verschiedentlich Verwunderung und Bewunderung, Vertrauen und Misstrauen, nie Verständnis. Das Unverständnis von ihrer Seite mag auch auf sprachliche Umstände zurückzuführen sein: ich sprach mit ihnen ein mit Archaismen notbereichertes Bauernromanisch, das sie nur gefühlsmässig verstanden, und half mir bei Abstrakta mit einigen «reichsdeutsch» ausgesprochenen deutschen Wörtern, die ihre «Schweizer» Gefühle irritierten und deshalb das Verständnis störten. Dazu kommt, dass sie, wie alle Schweizer, auch die grössten, Söhne einer Symbiose sind, und ich war kein symbiotisches Wesen, und sie hatten mir ein Experiment anvertraut, dessen Tragweite sie nur dunkel ahnten. Daraus entstand für sie die Notwendigkeit des Diskutierens. Aber ein Experiment darf nur vorher und nachher diskutiert werden, nicht während des Experimentes selbst.

Meine Abweisungen riefen Reaktionen und Vorsichtsmassnahmen hervor, zuerst Einschränkungen meiner Befugnisgebiete: der Wirkungskreis des Zalf und der dazu gegründeten Schriftsprache wurde auf die halbverdeutschte Sutselva eingeschränkt, ebenso die Ausstrahlungskraft derselben Schriftsprache: die Nordwesttür der protestantischen Surselva und die Osttür des katholischen Unter- und Oberhalbstein wurden verriegelt; ich hatte, um meine Experimente irgendwie vollenden zu können, diese «Belagerung» durch die Gründung von privatfinanzierten Kulturkursen in verschiedenen Ortschaften gesprengt, aber doch mit dem Vorbehalt, dass ich diese Sprengkünste nur um des Wissens wegen tue. Doch ich muss der Wahrheit zuliebe einräumen, dass ich in meinen letzten Bündnerjahren von der Psychose, die ich hervorgerufen, angesteckt, vor meinem strengen Selbstgericht erkannt hatte, dass nicht immer in mir der Glaubende vom Experimentierenden zu unterscheiden war. Diese natürliche (obwohl bedauerliche) Ansteckung mag dazu beigetragen haben, dass

ich meinen Abschied von der Experimentierungsstätte länger hinausgeschoben habe als ich gedurft hätte, indem ich mit Verantwortungsargumenten operierte. Aber das ist ja, sprachwissenschaftlich gesehen, belanglos. Mein drittes Abschiedsgesuch wurde im April 1949 von der Delegiertenversammlung der Leia Rumantscha mit einer ungefähren 2/3 Mehrheit angenommen. Die Proteste der Minderheit, die mich nicht gerne gehen liess und die Gesetzlichkeit der Beschlüsse abstritt, rief eine Pressefehde hervor, die ortsbedingungsgemäss natürlich bald ins Politisch-Kirchliche abglitt. Abgesehen von den Schwierigkeiten, die diese Entartung des Sprachkampfes meiner physischen Person während sechs Monaten bereitete, war sie doch ein interessanter Beweis der manabeladenen Lebenskräfte dieses alten Volkssplitters, wo Religion, Politik und Sprache noch eine Einheit bilden.

Ich bekam erst im Oktober 1949 die Möglichkeit, die Schweizer Grenze zu überschreiten und über das damals deutsche Niemandsland Dänemark zu erreichen, mit dem Bewusstsein, einen Abschnitt meines Sprachmannlebens abgeschlossen zu haben. Ich hatte aber zuvor den rätoromanischen Spracherwachten das Versprechen abgegeben, die Herausgabe unseres Organs, der kleinen Zeitschrift «FELNA», fortzusetzen. Dieses Versprechen wurde noch einige Jahre gehalten, bis die natürliche allmähliche Auflösung dieser Gruppe oder deren Einschaltung in die alten Zustände mich von meinem Versprechen löste.

Die linguistischen (also nicht dialektologischen) Beobachtungen meines Aufenthaltes sind durch meine Odyssee 1949 verloren gegangen. Ich habe nur noch zum Teil die Kladden einiger «Kulturkurse» herübergerettet. Deren Anmerkungen herauszudeuten und einzugliedern würde allzuviel Zeit in Anspruch nehmen.

Die in meiner Freizeit angefangenen lexikalen, dialektologischen, morphologischen Vorarbeiten sind zum grössten Teil bei mir, und ich habe sie als Vorlesungsvorlage in Kopenhagen und in Lund benützt. Da ich damals beabsichtigte, mich wissenschaftlich weiter mit diesen alpinen Mundarten zu befassen, versuchte ich in den 50er Jahren, meine Kenntnisse darüber durch die Untersuchungen des Osträtoladinischen auszuweiten.